

frauen«, die die Rolle von Katechetinnen innehatten. Die »heidnischen« Chinesen erschienen den Missionarinnen schlecht, abergläubisch, schmutzig und unordentlich. Wohl empfanden sie Mitleid mit dem Los der Frauen und suchten es mit ihren Möglichkeiten zu verbessern, wobei sie als beste Hilfe den christlichen Glauben ansahen. Das einzig positive Moment, das die Autorin in dieser Missionstätigkeit erkennt, ist der starker Emanzipationsschub, der den Missionarinnen in der Entwicklung ihrer Persönlichkeit half.

Die vorliegende ist sicher in erster Linie eine soziologische und keine missionsgeschichtliche Studie. Aber gerade deshalb vermißt man Einzelheiten über den Hintergrund der Missionarinnen. Welche Art von theologischer Vor- oder Ausbildung hatten sie genossen? Führten sie überhaupt Bekehrungen durch? Wie erging es ihnen, als sie nach Deutschland zurückgekehrt waren? Möglicherweise waren diese Informationen nicht zu beschaffen, aber 15 im obigen Sinn unvollständige Fallstudien erscheinen als nicht ausreichend, um die Lage der Chinamissionarinnen zu charakterisieren.

Zwar sollte man nicht Äpfel mit Birnen vergleichen, aber ein Vergleich zwischen der alten Jesuitenmission und der modernen Frauenmission in China wäre sicherlich hochinteressant gewesen, auch aus soziologischer Sicht. Daß die Missionarinnen nicht besonders erfolgreich in ihrer Tätigkeit waren, verwundert nicht, konnten sie doch ausschließlich in der chinesischen Unterschicht arbeiten, d.h. sie waren stets die Lehrenden und Überlegenen, da sie nicht nur bessere Schulen usw. besucht hatten, sondern auch einer höheren Gesellschaftsschicht entstammten. Die Situation der ersten Jesuiten im 16. Jahrhundert in China war beinahe konträr. Zum ersten waren sie als Männer in Ost wie West sehr viel freier und beweglicher. Zudem war die Gesellschaftsschicht, in der sie wirkten, gewissermaßen ihre eigene. Sie entstammten der europäischen Oberschicht, viele durch Geburt, alle durch ihre Ausbildung. Ihre Ansprechpartner waren die chinesischen Gelehrten, d.h. es gab eine selektive Affinität zwischen beiden Gruppen. Zudem waren die Missionare der frühen Neuzeit sehr viel gebildeter und offener als die des 19. Jahrhunderts. Aber auch die chinesischen Gelehrten der früheren Zeit erscheinen offener und neugieriger als die des 19. und 20. Jahrhunderts, die schon eine Menge negativer Erfahrungen mit den Westmächten gemacht hatten.

MIRJAM FREYTAGS interessante Studie über das Verharren der MissionarInnen des 19. und 20. Jahrhunderts in ihren Überlegenheitsgefühlen und Vorurteilen sollte uns alle nachdenklich stimmen, auch wenn man ihnen weder Religiosität noch guten Willen absprechen kann.

Würzburg

Claudia von Collani

Gründer, Horst (Hg.): *Geschichte und Humanität* (Europa – Übersee. Historische Studien, Bd. 1) Lit Verlag / Münster–Hamburg 1993; 230 S.

Mit dem Ende des Ost-West-Konflikts schien es kurze Zeit so, als wäre damit auch die Zeit für Krieg und militärische Gewalt als Instrument und Fortsetzung der Politik vorbei. Die damit gegebene Erleichterung erwies sich rasch als trügerisch und ephemer. Denn recht bald entstanden neue kriegerische Auseinandersetzungen. Die Zahl aktueller organisierter und struktureller Gewalt ist seitdem eher angestiegen als gesunken. Einschlägige Belege aus der jüngsten Vergangenheit erübrigen sich. Außerdem breiten sich in verschiedenen Teilen der Erde ethno-nationale und religiöse Konflikte wie ein Flächenbrand aus. Zahlreiche Staaten, ja ganze Regionen sind in Gefahr, sich politisch aufzulösen. Gegenwärtig gibt es weltweit mehr als hundert potentiell gewaltsame Konflikte dieser Art. Andererseits bemüht man sich seit Jahrzehnten, ein wirksames Instrumentarium friedlicher Konfliktregulierung als Alternative zum Einsatz militärischer Gewalt zu ergründen,

auszubauen und für den politischen Alltag fruchtbar zu machen. Doch damit hatte man bisher nur mäßigen Erfolg. Die entsprechenden internationalen Gremien vermochten zwar oftmals Kriege nicht zu verhindern, gleichwohl haben sie immer wieder einen großartigen Beitrag zu gewaltfreien Problemlösungen geleistet. Es läßt sich ein Theoriedefizit der Friedens- und Konfliktforschung feststellen; es besteht ein dringlicher Bedarf an konkreten Visionen, an theoretischen und praktikablen Konzepten für die Friedens- und Zukunftsgestaltung. Könnten hier die insbesondere von DIETER SENGHAAS in die Diskussion gebrachte Vision einer Zivilisierung der internationalen Beziehungen oder das von HANS KÜNG propagierte Weltethos als »Charta einer globalen Ordnung« oder – entsprechend dem Anliegen des vorliegenden Sammelbands, der die Reihe Europa – Übersee eröffnet – primär die Besinnung auf das vormalig in der abendländischen Geschichte hochgepriesene Ideal der Humanität effektiv weiterhelfen, um eine humanere, gerechtere und zivilisiertere Weltordnung auf der Grundlage einer friedlichen Koexistenz sämtlicher Staaten untereinander zu schaffen?

Ausgehend vom offenkundigen Faktum, daß nationale Politik und nationale Wirtschaft zunehmend in internationale Zusammenhänge eingebunden seien, die Menschheit als Subjekt und zugleich als Objekt der historischen Prozesse aufträte und die Geschichte der Gegenwart »unumkehrbar zur Universal- bzw. Menschheitsgeschichte geworden« sei, müsse die Geschichtswissenschaft der Tatsache einer sich immer mehr global definierenden Welt gleichfalls Rechnung tragen und sich der »Einheitlichkeit des Geschichtsprozesses« stellen. Neben einer bislang vorherrschenden politischen und sozialen Nationalhistorie müßten daher sowohl Bestrebungen von »Humanisierung«, »Emanzipation«, »Solidarisierung« und »sozialem Fortschritt« in der Menschheitsgeschichte als auch deren ständige Bedrohung durch Verweigerung, Unterdrückung und Gewalt stärker berücksichtigt werden. Mit einem Wort: der Historiker müsse stärker als früher auch die Humanität als die der Menschheit insgesamt adäquate Norm bei seiner Arbeit berücksichtigen. Demgemäß behandelt der hier anzuzeigende Band – bei bewußter Inkaufnahme einer Verkürzung der Komplexität des jeweiligen historischen Prozesses – solche Themen, die unter der gemeinsamen Problemstellung des Fortschreitens von Humanität in der Geschichte stehen (1).

Der in den Sammelband einführende und grundlegende Beitrag des Hg. beschäftigt sich mit dem Zueinander von Geschichte und Humanität. Im Anschluß an RUDOLF RIECKS versteht er unter »Humanität« die Summe der geistigen Normen und praktischen Verhaltensweisen, die eigentliches Menschsein erst konstituieren. Da der Mensch zugleich als Individuum und als Gemeinschaftswesen existiert, vermag er sich nur in dieser polaren Spannung zu verwirklichen, wobei einerseits die Würde des Menschen mit seinen elementaren, unveräußerlichen und vorstaatlichen Rechten garantiert sein muß, andererseits ihm die ethische Verpflichtung zur humaneren Weltgestaltung obliegt. Die Realisierung eines qualitativen Mehr an Humanität vollzieht sich in einem historischen Prozeß, der allerdings keinen Automatismus darstellt, vielmehr von der Freiheit des Menschen und von ihm nicht bzw. kaum beeinflussbaren Gegebenheiten abhängt. Aufgrund dieses Tatbestands folgert GRÜNDER zu Recht, daß der Fortschritt der Humanität und das Fortschreiten der Geschichte eingebunden bleiben in einen widersprüchlichen Prozeß, der auf keiner Stufe seiner Entwicklung in seinen sittlichen und humanitären Ergebnissen als für immer gesichert gelten kann (3).

In einer Tour d'horizon, ausgehend von der europäischen Antike mit ihrem Gedanken der Brüderlichkeit und Gleichheit aller Menschen vor Gott sowie der christlichen Doktrin von der Nächstenliebe, spannt GRÜNDER den Bogen über die in vorliegendem Buch versammelten Beiträge, die er inhaltlich in ihren Schwerpunkten konzis rekapituliert (3–16). Der Diskurs über die abendländische Geistesgeschichte in bezug auf die mittelalterlichen, humanistischen, reformatorischen, frühneuzeitlichen, aufklärerischen und totalitaristischen Auffassungen vom Menschen offenbart die Dialektik von Individuum und Gemeinwesen, zugleich verdeutlicht er den komplexen, langwierigen und konfliktreichen Prozeß der sich ausbildenden Menschenrechtsideen. Fazit dieses

Resümee: »Die humanitären und sozialen Rechte *aller Menschen auf Dauer* zu gewährleisten, dürfte wohl immer ein Zukunftstraum bleiben, der die Menschheit freilich nicht von dem Bemühen um seine Realisierung entbindet.« (14)

Die vierzehn Aufsätze gruppieren sich um folgende vier Themenbereiche: »Der Humanitätsgedanke in der europäischen Aufklärung und das Dilemma des modernen Kolonialismus« (21–60), »Indianer zwischen Schutz und Vernichtung« (65–104), »Humanitäre Massenagitation gegen Unterdrückung und Völkermord« (109–164) und »Gegen Krieg und für Völkerverständigung« (169–224). Ein Personenregister beschließt das Buch (226–230); für seine Benutzung wäre ein Stichwortverzeichnis höchst hilfreich. Da die Natur eines Sammelbands es mit sich bringt, daß die Beiträge nicht im einzelnen vorgestellt und sie folglich auch nicht angemessen gewürdigt werden können, sei aus aktuellem Anlaß lediglich auf die Abhandlung von FRANZ-JOSEPH POST, »Sport ist die Mitgift der Rassen – Pierre de Coubertin und die Olympischen Spiele der Neuzeit«, etwas näher eingegangen (197–211).

Vf. bietet einen Überblick über die Ideengeschichte und die maßgeblichen Motive der Olympischen Bewegung, die 1996 in Atlanta mit den »Jahrhundert-Spielen« das Zentenarium des Weltsportfests feierte. Auf Initiative des französischen Barons Pierre de Coubertin (1863–1937), der antiken Geist als sozialpädagogisch wirksamen Träger von Elementen des am Heldentum orientierten Bildungs- und damit auch Humanitätsideal in moderner Form zu reprimieren gedachte, hatte man im Juni 1894 ein Internationales Olympisches Komitee (IOC) gegründet und die olympische Premiere 1896 in Athen beschlossen. Nach anfänglichen Schwierigkeiten schafften die olympischen Spiele in den zwanziger und dreißiger Jahren den Durchbruch. Seitdem haben sie zunehmend eine breitere Akzeptanz erfahren. Ihnen ist es entscheidend zu verdanken, daß sich der Sport zu einem universellen Phänomen entwickelt hat.

Nach einer Äußerung Coubertins bereits aus dem Jahr 1892 sollten die olympischen Spiele vornehmlich dazu dienen, nationale, soziale und rassische Schranken zu überwinden sowie zur Völkerverständigung und zur Gestaltung einer friedlicheren Welt beizutragen (197). Indem Coubertin die olympischen Spiele als Sportwettkämpfe verstanden wissen wollte, machte er den Leistungsgedanken und die Leistungsmentalität des Sports zum zentralen Punkt der olympischen Idee; dabei sollte der Sport durchaus zu einer umfassenden Persönlichkeitsbildung beitragen. Bis heute fungieren die olympischen Spiele zudem als eine Plattform nationaler Selbstrepräsentation; ein Element, das der Chauvinist Coubertin selbst kräftig gefördert hat (202f). Gleichwohl darf nicht übersehen werden, daß er die olympische Idee auch außerhalb der europäischen Kultur nachdrücklich verfochten hatte, versprach er sich doch durch den Sport ebenfalls für die außereuropäische Welt eine kulturelle Erneuerung (206). Andererseits läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der olympischen Bewegung ein kulturimperialistischer Zug innewohnt. »So wenig wie die Idee des modernen Staates ist die Idee der olympischen Spiele in ihren Ursprüngen universal, sondern vielmehr spezifisch europäisch. Die weltweite Verbreitung der olympischen Idee basiert auf dem Transfer der europäischen Sportarten und vor allem der europäischen Leistungsmentalität in die außereuropäische Welt« (207). Mit wachsender Popularität der olympischen Spiele bemächtigten sich ihrer vermehrt gleichfalls politische, ideologische und kommerzielle Interessen, die sie für ihre Zwecke instrumentalisierten. Dazu gesellen sich die Klagen über mannigfache Fehlentwicklung und kritikwürdige Erscheinungen, beispielsweise die Dopingskandale.

Läßt man einhundert Jahre olympische Spiele in der Neuzeit Revue passieren, so ist zu konstatieren, daß die hehre olympische Idee weder Kriege, Völkermord, Inhumanität, rassistische Unterdrückung und Verfolgung, ethnische Säuberungen noch andere beklagenswerte Mißstände zu verhindern vermocht hat; sie ist weithin auf der Strecke geblieben. Nach Ansicht des Vf. sind im übrigen die olympischen Spiele »die Spiele der europäischen Kultur, an der alle Menschen teilnehmen sollen, die Spiele aller Kulturen und aller Völker sind sie nicht« (209). M.E. sollte das

Zentenarium zum Anlaß genommen werden, sich in schonungsloser und uneigennütziger Kritik mit den erwähnten Defiziten wie auch mit dem Niedergang der Idee auseinanderzusetzen. Ihr Sinn sollte vom IOC neu definiert und plausibel begründet werden. Eine kritisch distanzierte Aufarbeitung der historischen Entwicklung, die Bilanzierung von Geleistetem und Versäumtem, könnte hierbei wichtige Orientierungspunkte und Impulse liefern.

Vorliegende Beiträge, die ein breites und aufschlußreiches Spektrum der spannungsreichen Beziehung von Geschichte und Humanität behandeln, belegen auf anschauliche Weise, wie zu verschiedenen Zeiten immer wieder versucht worden ist, dem Humanitätsgedanken zur universalen Anerkennung zu verhelfen, wie aber Egoismen unterschiedlicher Art, machtpolitische Ambitionen, nationale Arroganz und ideologische Wirkkräfte seine globale Durchsetzung und Akzeptanz bis heute verhindert haben. Terminologisch wird deutlich, daß die Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts den Sachgehalt des neuzeitlichen Humanitätsgedankens in mannigfacher Form variiert. Dabei tritt der Ausdruck »Humanität« als ethischer Leitbegriff gegenüber der Vokabel »Menschheit« zurück, der z.B. für Immanuel Kant der umfassendere und fundamentalere Begriff ist. Am Schluß bleibt zu fragen, ob die Humanitätsidee angesichts der Pluralität von Idealen, Wertsystemen, anthropologischer Sichtweisen und Weltanschauungen außereuropäischen Kulturen und Religionen auf der Basis einer realistischen Menschenkenntnis und Menschensicht überhaupt fruchtbar gemacht werden kann.

St. Augustin

Karl Josef Rivinius

Kim, Young-Kyung: *Die Identitätsfrage der Muslime in der Diaspora* (Religionswissenschaftliche Texte und Studien 5) Georg Olms Verlag / Hildesheim 1994; 211 S.

Diese religionssoziologische Studie ist mit viel Sorgfalt und Akribie geschrieben. Der Verfasser ist sehr um Differenzierungen der Begriffe bemüht. Um den Begriff Identität, den er auf die Muslime anwenden will, genau zu definieren, gebraucht er fast ein Drittel der gesamten Untersuchung. Am Ende ergibt sich, daß für die hier behandelte Frage nur das relevant ist, was er Bewußtseinsidentität und Zugehörigkeitsidentität nennt. Die wichtigsten Elemente dieser Identität im Falle der Muslime sind der Glaube an Gott, die Gefolgschaft des Propheten Muhammad und die Zugehörigkeit zur Umma (zur Gemeinschaft der Muslime), deren Grundstruktur das Kalifat (die einheitliche religiöse und politische Gesamtleitung der ganzen Gemeinschaft) und die Herrschaft der Shari'a (des religiös legitimierten Gesetzes des Islams) bildet. Der Autor sieht jedoch eine große Schwierigkeit für die Stabilisierung der Wahrnehmung ihrer Identität bei den Muslimen darin, daß die Umma weder in der islamischen Welt noch in der islamischen Diaspora ihre Einheit bewahrt hat und daß folglich die Muslime diesen unentbehrlichen Bezugspunkt nur schwer erfahren können.

Heißt das nun, daß die Muslime ihre Identität überhaupt nirgendwo finden können bis zu dem Tag, an dem die Einheit der Umma wiederhergestellt ist? Sollte man nicht doch unterscheiden zwischen einer maximalen Identität, die heute nicht mehr erreichbar ist, einer optimalen Identität, die heute nur dort erreichbar ist, wo die Autorität der Shari'a wirkt und ihre Bestimmungen befolgt werden (d.h. in einem islamischen Staat), und einer ausreichenden Identität, die auch in der Diaspora erfahrbar ist? Eine solche Kernidentität kann sich auf die Definition des Islams stützen, wie sie im Hadith (in der Tradition des Propheten Muhammad) vorkommt: Der Islam ist die Erfüllung der religiösen Pflichten (siehe den bekannten Hadith nach 'Umar ibn al-Khattab bei Bukhari, Muslim und den weiteren drei bekanntesten Traditionssammlungen; vgl. A. Th. Khoury, *So sprach der Prophet. Worte aus der islamischen Überlieferung*, Gütersloh 1988, Nr. 2, 49–50).